

Ansprache zur Eröffnung der 2. Hospiz- und Pallativwoche Nürnberg

von Regionalbischöfin Elisabeth Hann von Weyhern

Wir hören Worte aus dem 90. Psalm:

„Her, du bist unsere Zuflucht für und für.

Ehe denn die Berge wurden und die Erde und die Welt geschaffen wurden, bis du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Der du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommt wieder, Menschenkinder!

Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist und wie eine Nachtwache.

Du lässest sie dahinfahren wie einen Strom, sie sind wie ein Schlaf, wie ein Gras, das am Morgen noch sprosst, das am Morgen blüht und sprosst und des Abends welkt und verdorrt.

Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden!“

Liebe Gemeinde,

bereits zum zweiten Mal findet in diesem Jahr die Hospiz- und Pallativwoche in Nürnberg statt.

Das ist auch ein Zeichen, dass sich hier etwas in die richtige Richtung bewegt.

Im Nürnberger Stadtrat wurde diese Woche ja deutlich, wie – wesentlich durch die Arbeit des Hospiz- und Pallativnetzwerks – Schritt für Schritt in den Blick kommt, wie wichtig der Umgang mit Schwerkranken und Sterbenden in unserer Gesellschaft ist.

Die Humanität unserer Gesellschaft entscheidet sich nicht zuletzt daran, wie wir mit Menschen in den letzten Tagen ihres Lebens umgehen, wenn klar ist: Ihre Lebensleistung auf dieser Welt, in dieser Gesellschaft, das, was wir von ihnen haben, liegt hinter ihnen.

Eine Gesellschaft, die auch dann noch für sie da ist, zeigt Humanität. Hier ist noch ganz viel zu tun, aber es wächst langsam ein Bewusstsein.

Doch es sind nicht nur die Schwerkranken und Sterbenden, für die das Thema wichtig ist.

Das „Reden über das Sterben“, das Sie als Motto über die diesjährige, zweite Hospiz- und Pallativwoche gesetzt haben, ist auch für diejenigen wichtig, die noch mitten im Leben stehen. Dafür ist es in der Tat „selten zu früh“.

Das Sterben ist ein Teil des Lebens, es ist der Abschluss unseres Lebens auf dieser Erde. Nur wenn wir das mit im Blick haben, können wir einen ganzheitlichen Blick auf unsere Existenz entwickeln.

Nicht umsonst bittet der Psalmist Gott:

„Lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden!“

Darüber wollen wir auch in diesem Gottesdienst nachdenken – und wo könnte man es besser tun als in der Johanniskirche, die seit den Pestzeiten im Spätmittelalter auf dem Johannisfriedhof steht. Dieser Friedhof erzählt nicht nur den Nürnbergern, sondern jedes Jahr auch vielen tausend Touristen vom Leben und eben auch vom Sterben in Nürnberg.

„Wenn ich vom Dienst auf der Pallativstation wieder heimgehe, freue ich mich, dass ich laufen kann, ich fühle mich geerdet.“

Frau Erdel hat vorhin ganz beeindruckend auf den Punkt gebracht, wie einen die Auseinandersetzung mit dem Tod innerlich bereichern kann: Sie macht dankbar für die eigene Gesundheit, für das, was am eigenen Körper gut und schmerzfrei funktioniert.

Die Dankbarkeit für das eigene Leben macht einen auch achtsam dafür: Weder unsere körperliche noch unsere seelische Gesundheit sind selbstverständlich, ja sie sind zerbrechlich und können vergehen wie eine Blume, die verwelkt, um es mit den Worten des Psalms zu sagen. Wer das bei anderen oder auch bei sich selbst einmal erlebt hat, der wird sorgfältiger und achtsamer werden im Umgang damit.

Und nicht zuletzt erscheint im Angesicht von Sterben und Tod manches in einem anderen Licht, als etwas weniger wichtig und dramatisch als sonst.

„Sub specie aeternitatis“ – angesichts der Ewigkeit – sehen die Dinge anders aus.

Das Nachdenken über die eigene Vergänglichkeit hat schon manchen dazu gebracht, seinen Blick auf das zu schärfen, was im Leben wirklich wichtig ist.

Dabei geraten vor allem unsere Beziehungen in den Blick.

Beim Gedanken an die Zeit, in der unsere Kräfte immer mehr nachlassen und wir körperlich und geistig auf andere angewiesen sind, stellt sich unweigerlich die Frage: Wer ist es, der dann für mich sorgen wird? Wer kann, wer wird für mich entscheiden, wenn ich es nicht mehr selbst tun kann?

Und ist es eine beruhigende, oder eine eher beunruhigende Vorstellung, dass z.B. die eigenen Kinder in diese Position kommen?

Solche Gedanken können Anlass sein, an den Beziehungen zu nahestehenden Menschen zu arbeiten und die eigenen Angelegenheiten umsichtig zu regeln. Zu bedenken, dass man sterben muss, kann klug machen.

Dazu gehört vor allem auch die Einsicht, dass im Anblick von Tod und Sterben unsere Freiheitsvorstellungen, die ein Leben lang selbstverständlich sind, nicht mehr funktionieren: Wer todkrank, hilflos und auf die Unterstützung anderer dringend angewiesen ist, der ist nicht frei in seinen Entscheidungen.

Er wird nicht umhinkönnen, anderen in dieser Lebensphase zur Last zu werden und es ist wichtig, dass er das Gefühl bekommt: Das ist in Ordnung so! Du brauchst kein schlechtes Gewissen deshalb zu haben!

Deshalb brauchen wir noch bessere Rahmenbedingungen für die Pflege, für Hospiz- und Pallativeinrichtungen, eine bessere Hilfe beim Sterben im Sinne einer guten Begleitung des Sterbeprozesses: Da sein, Zeit haben, Wertschätzung geben und begleiten.

Aus diesem Grund wäre aber eine Legalisierung von Hilfe zum Sterben ein enormer Verlust von Freiheit, wenn sich Menschen die schreckliche Frage stellen: Wenn die Tante und der Nachbar Hilfe zur Selbsttötung in Anspruch genommen haben – warum soll dann gerade ich meinen Kindern so lange zur Last fallen?

Wir sollten über niemanden den Stab brechen, der in einer bestimmten, verzweifelten Situation für sich selbst keinen Weg zum Weiterleben gesehen hat.

Aber vor allem brauchen wir eine Kultur, in der sich niemand dafür rechtfertigen muss, dass er am Leben bleiben möchte. Und wir brauchen Menschen, die ihn dabei körperlich und seelisch unterstützen und Rahmenbedingungen, die dies ermöglichen.

Die „Charta zur Betreuung schwerstkranker und sterbender Menschen in Deutschland“ ist hierfür ein wichtiger Beitrag.

Das Reden über das Sterben ist wichtig – für Schwerkranke wie für Menschen mitten im Leben. Es erweitert und vertieft den Blick auf das eigene Leben, macht dankbar und achtsam.

Ein Denken und Reden *sub specie aeternitatis* lenkt den Blick von Alltäglichem auf das wirklich Wichtige: Unsere Beziehungen zu anderen Menschen – und auf unsere Beziehung zum Grund und Ziel unseres Lebens.

Wer über den eigenen Tod nachdenkt, wird sensibel für Fragen nach dem Woher und Wohin, nach religiösen Fragen.

Manchen wird dieses Nachdenken in seinem christlichen Glauben bestärken, er wird Trost finden im Glauben an den Herrn über Leben und Tod.

Wer andere Vorstellungen über ein Leben nach dem Tod hatte, der wird vielleicht in ihnen Trost finden.

Für manchen mögen in dieser Situation auch Zweifel aufkommen und bisherige Vorstellungen ins Wanken geraten. Die Frage steht im Raum: Was sind die spirituellen Quellen, aus denen Inspiration für das Unbekannte und Schwierige fließen kann?

Bilder der Bibel können eine große Hilfe sein, die Psalmen mit dem Gottvertrauen, aber auch der verzweifelten Anklage „Warum hast du mich verlassen, Gott!“.

Aber auch Symbole mit ihrer Offenheit. Die Harfe, die wir heute im Gottesdienst hören, erinnert manchen an die Himmelsleiter, die nicht nur für Jakob einen Draht zum Himmel bedeutet hat, als er sich ganz tief unten gefühlt hat.

Eine intensive Lebensphase, in der sensible und authentische Gesprächspartner gefragt sind, die die rechten Worte finden und die auf eine gute Weise schweigen können. Wir können uns mit Worten verständlich machen, aber auch mit Berührungen, Mimik und Gestik.

Raum für Nachdenklichkeit, das ist ein großes Geschenk! Dieses Geschenk machen Sie als Engagierte in der Hospiz- und Pallativarbeit.

Dafür möchte ich Ihnen heute gerne ein Herzliches Dankeschön und Vergelt's Gott sagen!

Ich wünsche Ihnen, dass Sie aus den Gesprächen und der Begleitung für sich eine Menge mitnehmen und daraus gestärkt und gesegnet hervorgehen für Ihren wichtigen Dienst und für das eigene Leben.

Amen.